

zu studieren vermag, der kaum etwas Selbständiges leistet, vielmehr ganz in den Spuren bewährter Vorgänger wandelt, nichts Neues und Aufregendes bietet und eben deswegen einen recht ansehnlichen Leserkreis findet. Halem ist durch und durch ein Kind der Aufklärung, ganz und gar Rationalist und hat sich auf allen Gebieten versucht. Er schrieb, in der Form Klopstock folgend, geschichtliche Epen in Hexametern, übersetzt auf Anregung von H. P. Sturz einige Ossiangesänge, Myllers „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert“ wird ihm zur Quelle eines höfischen Versromans vom Ritter „Twein“, d. i. Iwein, der in Stil und Reim an Wieland gemahnt, neben den „Messias“ setzt er ein religiöses Epos „Jesus der Stifter des Gottesreiches“, das ihn aber so sehr als Verehrer und Verkünder der „Vernunft“ zeigt wie seine Mitarbeit am Oldenburgischen Kirchengesangbuche, er zimmert einige Dramen, darunter 1786 einen „Wallenstein“, und er schreibt eine ganze Anzahl von Fabeln, Epigrammen (nach Lessings Vorbild), Erzählungen sowie Reisebeschreibungen, geschichtliche Prosa und Gedichte.

Was über den Mann zu sagen ist, hat Lange mit grossem Fleiss und viel Liebe zusammengetragen. Er schildert eingehend sein Leben und bespricht sehr ausführlich seine Werke; auf den „Wallenstein“ kommen allein 38 Seiten. Bemerkenswert ist, dass er eine grosse Menge handschriftliche Quellen aus den Bibliotheken in Oldenburg und Eutin verarbeitet hat. Er schätzt ihn auch bei aller Freude an seinem Stoffe richtig ein, als guten Menschen und mässigen Schriftsteller, der ganz ein Kind seiner Zeit ist und nicht über den Durchschnitt hinauskommt. Wenn er meint, dass die Zeitgenossen ihn sehr hochgeachtet hätten, ist wohl doch eine kleine Einschränkung zu machen. Von öffentlichen Urteilen ist kaum etwas Bedeutsames vorhanden. Die brieflichen Aeusserungen seiner Freunde über Werke, die er ihnen schickte, sind selbstverständlich immer günstig und liebenswürdig; unterhalten sich aber die Freunde unter sich über ihn, so klingt das nicht so gut, wie z. B. der Brief Vossens an Boie vom August 1783 zeigt (S. 76/77).

Man darf Langes Buch mit Dank und Anerkennung begrüssen. Es ist die einzige wissenschaftliche Arbeit, die es über Halem gibt, und sie kann wohl als abschliessend gelten. — Der oben erwähnte Christ. Heinrich Myller ist S. 53ff. leider immer fälschlich Müller gedruckt.

Breslau.

H. Jantzen.

Novalis Schriften. Im Verein mit Richard Samuel herausgegeben von Paul Kluckhohn. Nach den Handschriften ergänzte und neugeordnete Ausgabe. Leipzig, Bibliogr. Institut. Bd. 1: 80 u. 411 S. 8°; Bd. 2: 432 S. 8°; Bd. 3: 470 S. 8°; Bd. 4: 38 u. 581 S. 8°. (Das Werk ist 1929 erschienen; nach beliebter Unsitte fehlt die Jahreszahl.)

Nach der Ausgabe von Heilborn von 1901, der Minor eine glänzende Besprechung gewidmet hat, Anz. f. d. Altert. 28, 82, und Minors Ausgabe vom Jahr 1923 tritt nun die von Kluckhohn und Samuel auf den Plan. Sie bedeutet einen gewichtigen Fortschritt, eine höchst wertvolle Erweiterung unserer Kenntnisse von Hardenbergs Leistung. Von den philosophischen Studien war der grösste Teil ungedruckt; wir erhalten Excerpte aus Hemsterhuys; die Vorlesungen sind neu und besser geordnet; der Vorrat an Briefen ist wesentlich vermehrt; leider müssen wir uns damit abfinden, dass wichtige Teile seines Briefwechsels nicht mehr vorhanden zu sein scheinen. Und

leider mussten die zum Teil schon gesetzten Anmerkungen zu den drei ersten Bänden und die Lesarten den geänderten Grundsätzen des Bibl. Instituts, d. h. wohl der Not der Zeit, zum Opfer fallen.

Die Ausgabe greift gegenüber Minors Anordnung in sachliche und formale Gruppen wieder auf die zeitliche Anordnung Heilborns zurück. Die Hymnen an die Nacht werden in der Fassung des Athenäums an die Spitze des ersten Bandes gestellt, die handschriftliche Fassung im dritten Bande nachgeholt. Ich möchte das Verfahren Minors, der die beiden Texte nebeneinanderstellt, entschieden vorziehen; es entspricht ja auch dem Grundsatz der zeitlichen Anordnung. Die Entstehung der Hymnen wird insbesondere auf Grund der Entwicklung von Novalis' Schrift auf das Jahr 1794 festgelegt.

Aus der Trefflichkeit der Gesamteinleitung und der Einzelleitungen hebe ich die feinen Bemerkungen über den Stil des Offerdingen hervor, I. S. 73. Wenn es da aber heisst, gerade die Partien mit kurzen gedrängten Sätzen zeigten Vorliebe für Beiwörter mit *un-*, mit *wunder-* oder solche, die das Ungewöhnliche darstellen wollen, so würde ich lieber sagen, die Art des Satzbaus wie die Wahl der Wörter bekunde eine gewisse Erregung, ein gesteigertes Empfinden.

Giessen.

O. Behaghel.

Wilhelm von Humboldts Briefe an Gottfried Hermann. Mitgeteilt und erläutert von Albert Leitzmann. S.-A. aus der Festschrift zum 70. Geburtstag von Walther Judeich. Weimar 1929, Böhlau. 50 S. 8°. 3.— M.

Humboldt hatte in zehnjähriger Arbeit den Agamemnon des Aeschylus übersetzt und den Entwurf 1808 von Rom mitgebracht, um ihn zunächst Friedrich August Wolf vorzulegen. Ihm schreibt Gottfried Hermann am 26. Januar 1809, seines Erachtens sei Humboldt der einzige, der wisse, was es heisst, einen griechischen Dichter zu übersetzen. Dieses freundliche Urteil und die hohe Meinung, die Humboldt von Hermanns Werk *De metris poetarum Graecorum et Romanorum libri tres* (Leipzig 1796) hatte, führte 1809 zur Anknüpfung eines Briefwechsels, der sich bis 1821 fortgesetzt hat. Vierundzwanzig Briefe Humboldts sind erhalten, alle von der Gesinnung getragen, die der siebente (S. 23) ausspricht: „Ich behalte mir immer Zeit zu solchen Beschäftigungen vor, und bin der festen Meynung, dass man Berufsgeschäften zu Hülfe kommt, wenn man den Geist unaufhörlich mit der Lesung und Bearbeitung der Alten stärkt und hebt“. Diesen Briefen war nicht anders gerecht zu werden, als durch vollständigen Abdruck, für den wir Albert Leitzmann verpflichtet bleiben. Bei der Umsetzung aus der Judeich-Festschrift in den Sonderdruck sind mehrmals falsche Seitenzahlen in die Fussnoten geraten: 31, 37 lies S. 24 Anm. 1 statt S. 240 Anm. 2; 31, 38 lies S. 19 statt *ebenda*; 36, 35 lies S. 20 statt S. 16; 41, 39 lies S. 19 statt S. 16; 43, 38 lies S. 39 statt S. 36; 46, 38 lies S. 45 statt S. 265; 47, 33 *Claremontano*. Ueber den beiden griechischen Versen S. 39 sind die metrischen Zeichen ausgefallen.

Giessen.

Alfred Götze.

Luise Thon, Die Sprache des deutschen Impressionismus. München 1928, Max Hueber-Verlag. 174 S. (= Wortkunst. Untersuchungen zur Sprach- und Literaturgeschichte. Neue Folge, erstes Heft. Herausgegeben von Oskar Walzel, Bonn.) Stilanalyse ist eine exakte Wissenschaft geworden. Uneinig sind die Geister nur noch solange, als es die Marsch-